

ORDEN POUR LE MÉRITE  
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

FÜNFTER BAND

1962

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

REDE VON

CARL J. BURCKHARDT

CARL J. BURCKHARDT

KALTER KRIEG  
IM SIEBZEHNTEN JAHRHUNDERT

---

Schwerer erkennbar als leitende Zeitideen sind die kollektiven Gefühlslagen der sich ablösenden Geschlechter, ihre Leidenschaften, die dazu führen, daß Theoreme und Philosopheme neu entstehen, mit vitalen Kräften erfüllt werden oder daß versunkene Doktrinen sich neu beleben. Die Steigerungs- und Erregungszustände der Kollektivitäten, ihre schöpferischen, wie ihre zerstörenden Wirkungen unterliegen ungenügend erforschten Gesetzen. Unter ihren unzähligen Ursachen aber steht ein jeder Kreatur eigenes Grundgefühl im Vordergrund: die Furcht. Die Furcht ist konstant, unterliegt aber gradmäßig den größten Schwankungen. Kollektive Angstzustände werden ausgelöst durch objektive Bedingungen wie durch Vorstellung und Wahn, sie können materiellen oder metaphysischen Ursprungs sein, sie können als Folge schwerer traumatischer Vor-

gänge sich vererben, um erneut zur Wirkung zu gelangen, wenn ihr einstiger Anlaß längst nicht mehr vorhanden ist. Eine häufige und besonders wirksame Ursache ihres Entstehens liegt in der Vorstellung menschlicher Gruppen, von feindlichen Mächten umstellt und eingekreist zu sein. Die Panik des Erstickungstodes droht. Es entsteht jener krankhafte Zustand des absoluten Mißtrauens, den Goethe im zweiten Faust schildert:

»Fort, ihr lächerlichen Lacher!  
Euer Grinsen gibt Verdacht;  
Alle meine Widersacher  
Drängen mich in dieser Nacht.  
Hier! ein Freund ist Feind geworden,  
Seine Maske kenn ich schon;  
Jener wollte mich ermorden,  
Nun entdeckt schleicht er davon.«

Gegenwehr setzt ein bis zum blinden Umsichschlagen. Wieviel tragische Beispiele lassen sich hiezu anführen. Mit Deutlichkeit tritt ein solches im 16. und noch im 17. Jahrhundert in Erscheinung und zwar innerhalb der Beziehung zwischen zwei großen kontinentaleuropäischen Nachbarstaaten: Spanien und Frankreich.

In jenem Zeitraum fühlt das französische Volk sich von einer staunenswerten, erobernden Macht umstellt. Diese Macht aber steht gleichzeitig im Bund mit einer französischen Minorität, die dem aus Furcht und Abwehrwillen entstandenen Streben der Franzosen nach Schaffung schützender, zentraler Staatsautorität entgegenwirkt, ihr entgegenwirkt im Sinn alter ständischer Libertäten, im Geist auch internationaler Solidarität einer mittelalterlichen Christenheit. Für diese Minorität ist

Rettung der kirchlichen Einheit, ist Gegenreformation wichtiger als der Konzentrationsprozeß des allmählich zur Vollreife gelangenden, abgesonderten Kollektivwesens, das sich nach außen als französische Nation nun abschließt. Der Gegensatz zwischen den Trägern des werdenden französischen Nationalgefühls und den damaligen französischen Europäern, den »Reaktionären«, schafft zwei feindliche Lager. In beiden finden wir Katholiken wie Protestanten trotz der Religions- und Bürgerkriege, die vier Jahre nach dem Tode des Kaisers Karl V., sieben Jahre nach der Thronbesteigung Philipps II. 1562, beginnen und während 67 Jahren, trotz des Toleranzediktes Heinrichs IV., des Ediktes von Nantes, nicht erlöschen. Bis zum Weißbluten werden die französischen Glaubenskämpfe weite Gebiete Frankreichs verwüsten. Spanien aber ist der Verbündete der in der Liga zusammengefaßten gegenreformatorischen Partei Frankreichs. Genau dieser Umstand löst eine Grundwelle des Widerstandes aus, sie trägt den ersten Bourbonen, den Hugenotten Heinrich von Navarra, auf den Thron, sein bald erfolgender Übertritt zur Römischen Kirche beweist den Sieg des politischen Willens. Längst heißt es in Frankreich: »Der wirkliche Sieger in unseren Kämpfen ist nur der König von Spanien.« Es ist diese Erkenntnis, die zwischen Hugenotten und Katholiken zum Entstehen der dritten Partei führt, die man kurzerhand die Partei der »Politiker« nennt, ihre Devise lautet: »Das Staatswohl über alles.« Ihr Wirkungsmittel heißt im Beginn »Toleranz«, Toleranz noch kaum im humanen Sinn, sondern aus Gründen praktischer Notwendigkeit. Denn sobald die faktische Machtverteilung es erlaubt, kann auch die Toleranz wieder preisgegeben werden. Das zeigt sich in dem Augenblick, in dem als stärkste Verkörperung des Bestrebens dieser Partei, »der Sohn der Gefahr«, wie der Dichter ihn

genannt hat, der erste Diener Ludwigs XIII., der Kardinal Richelieu, die Bühne betritt.

Innenpolitisch griff dieser Staatsmann gegen alles durch, was das Königtum als Verkörperung der staatlichen Autorität gefährdete, er brach die Macht der Hugenotten, die einen Staat im Staate bildeten, er bekämpfte mit eiserner Faust die großen Feudalen, die ihre Privilegien verteidigend im Ausland nach Rückhalt suchten, wo immer sie ihn fanden. Er hat die Parlamente in ihren Rechten eingeschränkt, weil die Parlamente den Primat der Außenpolitik nicht anerkannten; die härtesten Auseinandersetzungen hatte er mit den Erben der katholischen Liga, den sogenannten »Devoten«. Die zentralisationshemmenden Elemente waren unter der Regentschaft Maria Medicis, der Witwe Heinrichs IV., geschont, ja verwöhnt worden. Richelieu aber hat dann gegen diese Opposition wahre Terrormaßnahmen angewandt, allerdings immer nur dann, wenn seine ungeheuer vorsichtige Behandlung von Parteien und Einzelnen jeweils eine gesicherte Gelegenheit zum endgültigen Zuschlagen geschaffen hatte.

Was aber die Außenpolitik des Kardinals anbetrifft: Mit letzter Konsequenz und unter Anwendung aller denkbaren Mittel hat er das Ziel angestrebt, das Ludwigs XIII. Vater, Heinrich IV., gegen Ende seines Lebens mit den Worten bezeichnet hatte: »Die spanische Macht muß gebrochen werden!« Er handelte mit äußersten Mitteln, aber immer noch – als Folge der Religionskriege, sehr lange ohne eigene Machtmittel! Sein Werk hat er aufgerichtet unter der Voraussetzung einer durch den Bürgerkrieg zerstörten Wirtschaft, bei zerrütteten Finanzverhältnissen, deren Problemen dieser überlegene Politiker nie ganz gewachsen war, er hat es durchgeführt im Verlauf einer tiefgehenden sozialen Umschichtung, ohne Armee, preisge-

geben zur See, bei beständig bedrohten Küsten, lange Zeit unfähig, den kolonialen Wettlauf des Zeitalters mitzumachen, auf allen Meeren bedrängt von Barbaresken, Spaniern, Engländern und Holländern. Alles war aus dem Nichts zu schaffen. Richelieu, der im Dienst der spanienfreundlichen Regentin groß geworden war, trat 1624 dem Ministerium bei. Schon von 1626 an verschaffte er sich diktatorische Rechte über alle Flottenbelange, in kurzer Zeit bezog er die übrigen staatlichen Schlüsselstellungen. Gleichzeitig leitete er den Entscheidungskampf gegen das spanische Weltreich ein, aber ohne zur offenen Kriegserklärung zu schreiten.

Nach zehn Jahren staunenswerter strategisch-politischer Tätigkeit konnte der schwerkranke Staatslenker im Jahre 1635 seinem Souverän eine äußerst wichtige Mitteilung machen, die lautet:<sup>1)</sup>

»Es ist ein Zeichen ungewöhnlicher Voraussicht und klarer politischer Erkenntnis, wenn man zehn Jahre lang alle Feinde des Staates Eurer Majestät einzig mit der Hand in der Geldbörse festgehalten hat, ohne selbst zu den Waffen zu greifen, immer nur durch das Mittel einer Allianzpolitik, um in den offenen Krieg erst jetzt einzutreten, weil unsere Alliierten nicht mehr genügen. Dies beweist, daß eine richtige Beurteilung aller Faktoren vorhanden war und vor allem das Entscheidende: jederzeit der nötige Mut zum Zeitgewinn.«

Richelieu zieht diesen Zustand mit letzter Anspannung hinaus, solange als überhaupt möglich. Erst nach der schwedischen Niederlage gegen die Kaiserlichen bei Nördlingen im September 1634 und der im März 1635 erfolgenden Besetzung von Trier, dem Sitz des mit Frankreich verbündeten Kurfürsten

<sup>1)</sup> »Succinte Narration«, herausgegeben von Louis André, Paris, 1947, S. 134

von Söttern durch die Spanier, muß Richelieu sich zur Kriegserklärung an Madrid und Brüssel entschließen, mit größter Sorge, widerstrebend, denn militärisch ist Frankreich immer noch der Lage nicht gewachsen, was sich dann durch die schweren Rückschläge während der folgenden Jahre zeigen wird. Erst das Jahr 1638 sollte die Wende bringen.

In der Tat, von 1625 bis 1635 führt Frankreichs großer Minister, um eines seiner Lieblingsworte zu gebrauchen, seinen Krieg »verdeckt«, er führt »kalten Krieg«. »Nur mit der Hand in der Geldbörse, ohne Waffen anzuwenden.« Letzteres ist bedingt zu nehmen. Französische Truppenbewegungen an den Grenzen finden statt, bald an diesem, bald an jenem Punkt werden auch lokale Operationen unternommen, aber nach völkerrechtlichen Anschauungen des Zeitalters bedeutet Hilfe, die man Verbündeten leistet, keinen Kriegszustand. Vorübergehende Bündnisse sind leicht zu schließen und Prätendenten, für die man sich einsetzen kann, leicht zu finden.

Im Jahre 1629, kurze Zeit nachdem der Kardinal die größte Hugenottenfeste, La Rochelle, gebrochen hatte, hielt er seinem Souverän einen seither oft kommentierten, höchst bemerkenswerten Vortrag, in dem er fast wie unter Diktat all dasjenige ausspricht, was er später vollbringen wird. Der Vortrag enthält seine Hauptgedanken zur äußern wie zur innern Politik, daneben eine eindringliche Apologie der eigenen Leistung, sowie ein schonungsloses Charakterbild des Monarchen.<sup>1</sup> In diesem Dokument erklärt der Kardinal, alle inneren Hilfskräfte müßten zum Aufbau mobilisiert und organisiert werden. Frankreich habe sich an allen seinen Grenzen Ausfallstore zu

<sup>1</sup> Vgl. »Lettres, instructions diplomatiques et papiers d'état du Cardinal de Richelieu, recueillis et publiés par M. Avenel«, Paris, 1874, vom 13. 1. 1629, Bd. 3, S. 179 ff.

schaffen, um in alle Nachbarstaaten eindringen zu können mit dem einzigen Ziel, diese Nachbarn vor der spanischen Unterdrückung zu retten. Als erstes habe man eine starke Flotte zu bauen, zu Lande müsse man zur entscheidenden Militärmacht werden. Navarra und die Freigrafschaft, was streng geheim behandelt werden müsse, seien als künftiger französischer Besitz zu betrachten. Man habe sich in der Festung Metz festzusetzen. Man habe darnach zu streben, nach Straßburg vorzudringen, um das Einfallstor nach den deutschen Ländern zu besitzen. Hiezu sei viel Zeit erforderlich und ein gänzlich verdecktes Verhalten. Noch spricht er in diesem Dokument nicht von Lothringen. Lothringen besaß damals in Frankreich einflußreiche Vertreter seiner Dynastie, die der Königin-Mutter, die dem Vortrag beiwohnte, in jenem Jahre 1629, nahe standen: die Guisen. Aber die Absichten auf Lothringen wie auf die spanischen Niederlande sind schon voll vorhanden, und bereits zweieinhalb Jahre später lesen wir in einem Immediatbericht Richelieus an den König:<sup>1</sup>) »Was Lothringen anbetrifft, so ist vorerst das wichtigste, Verstecken zu spielen. Man muß den Lothringer überzeugen, daß man nichts gegen ihn vorhabe.« Und weiterhin: »Sobald die Holländer im Feld stehen (das heißt die spanischen Streitkräfte dadurch gebunden sind), muß man die Eroberung Lothringens mit 40 000 Mann durchführen ... und in dem Augenblick handeln, in dem unser Vorgehen am wenigsten erwartet wird.«

Hauptsache bleibt: die Spanier militärisch, ohne Kriegserklärung ständig zu behelligen, dazu hat alles zu dienen, vor allem die Bedrängnis ihrer virtuellen Verbündeten, also des Kaisers, des habsburgischen Veters in Wien, deshalb muß der große

<sup>1</sup> Vgl.: »Lettres, instructions du Cardinal de Richelieu, Ende März 1632, Bd. 4, S. 269 ff.

Krieg in Deutschland, der 1618 begonnen hat, immer aufs neue Brennstoff erhalten, deshalb unterstützt man Mansfeld wie Bernhard von Sachsen-Weimar, deshalb unternimmt man alles, um Maximilian von Bayern vom Kaiser zu trennen, um Brandenburg, später Sachsen zu gewinnen, man drängt die Dänen zum Eingreifen auf dem nördlichen Kriegsschauplatz und verspricht ihnen militärische Entlastung durch französische Demonstrationen auf der Rheinlinie, dasselbe unternimmt man nach der Niederlage der Dänen mit den Schweden, denen man zuerst ihre Angelegenheit mit Dänemark, Polen, auch schon mit Rußland diplomatisch regelt, um sie dann mit hohen Subsidien, ja mit Hilfstruppen zu versehen und ihnen für den Fall von Rückschlägen Waffenhilfe zu versprechen. Im Augenblick jedoch, wo die Schweden zu stark werden, wird man die Möglichkeit ihrer Preisgabe erwägen. Schon Jahre vor der zitierten großen Programmrede erfolgt Richelieus erste Intervention im Veltlin unter dem Vorwand der Hilfe an den Verbündeten: Graubünden. Richelieu hatte dieses Gebirgstal, Veltlin, von jeher als vitale Verbindungslinie zwischen den italienischen und den niederländisch-flandrischen Positionen Spaniens erkannt. Bereits 1624 sodann bezeichnete er die Festung Breisach am Rhein als Lebensnerv im spanischen System auf dem Weg von Italien nach Flandern, diesen Nerv wird er erst 1638 durch Bernhard von Weimar durchschneiden lassen. Breisachs Fall wird, wie er es selbst bezeugt, einen der hohen Glücksmomente seines Lebens bedeuten. Richelieu wird auch die Revolution in Katalonien stützen, wird die Unzufriedenheit in Neapel und in Lissabon schüren, den Widerstand der Generalstaaten begünstigt er ständig. Was die französische Beeinflussung des Verhältnisses von England zu Spanien anbetrifft, so gibt folgende originelle Instruk-

tion des Kardinals vom 28. August 1629 an seinen Botschafter in London Auskunft. Diese lautet:<sup>1)</sup>

»Wichtig ist, daß der Friede zwischen Spanien und England nicht zustande kommt. Da nun die Engländer immer das Gegenteil von dem machen, was man von ihnen verlangt, so werden Sie, Herr Botschafter, meiner Ansicht nach gut daran tun, dem König von Großbritannien und seinen hauptsächlichlichen Ministern zu raten, den Krieg mit Spanien zu beenden, dies aber unter der einen Bedingung, daß die Pfalz an ihren legitimen Besitzer zurückgegeben wird ... Diese Bedingung werden die Spanier niemals annehmen, sie wird somit das Mittel sein, um diesen Friedensschluß, (den wir anraten) unmöglich zu machen, oder falls er doch zustandekommen sollte, so ist dafür gesorgt, daß er gleich wieder zerrissen wird.«

Richelieu arbeitet mit einem voll ausgebildeten Nachrichtendienst an allen Punkten der damaligen Welt. Seine Informanten sind zugleich aktive Agenten seiner Politik. Durch ihre Vermittlung läßt er nicht nur alle Bestechlichkeiten ausnützen, sondern er versucht auch ausländische Einwirkungen auf die Person seines eigenen Souveräns zu provozieren, wenn er bei diesem selbst nicht zum Ziele kommt. So läßt er beispielsweise Wilhelm von Oranien wissen, er könne aus seiner (Richelieus) Privatschatulle zwei- bis dreihunderttausend livres erhalten, von denen die französische Finanzverwaltung nichts wisse. Er könne aber eineinhalb Millionen erhalten, wenn es ihm (dem Oranier) gelinge, den König von Frankreich zur Belagerung von Dünkirchen und Gravelingen zu veranlassen, wobei Oranien Flottenhilfe in Aussicht stellen müsse.<sup>2)</sup> Un-

<sup>1)</sup> Vgl.: »Lettres, instructions«, Ed. 3, S. 420 ff. Brief an M. de Châteauneuf.

<sup>2)</sup> Vgl.: »Lettres, instructions«, Bd. 6, S. 616 ff.: »Instruction particulière pour M. d'Estrades vom 22. 11. 1639.

zählige Beispiele dieser Art lassen sich aus dem erhaltenen schriftlichen Material anführen. Tag für Tag läßt sich die Methode einer nach außen wirkenden Psychologie, einer Menschenkunde und durchgebildeten Kunst der Menschenbehandlung lückenlos verfolgen. Man wird dabei die rationale Geistesarbeit, die Aufmerksamkeit auf die leisesten günstigen oder ungünstigen Voraussetzungen, eine ständige Analyse aller Gegebenheiten, von den militärischen Mitteln über Wirtschaftsfragen zur innern Opposition des anvisierten Staates zu allen in Betracht kommenden Individuen feststellen. Der Hauptfeind ist der Zufall, er muß, soweit dies menschenmöglich ist, ausgeschaltet werden. Die von Clausewitz geforderte Verbindung von Politik und Strategie ist erfüllt. Die Initiative gehört nur dem Leiter der Politik, seine Mitarbeiter müssen ausführende Organe, Experten, diplomatische, militärische, wirtschaftliche Spezialisten bleiben; beharrliche Leute sind vor allem erforderlich, denn zu ihnen, die nicht fragen warum, gehört die Gewalt der Methode, die sich selbsttätig auswirkt. Diese, die Beharrlichen, die Disziplinierten, können ihre Arbeit weitergeben, der Ungewöhnliche kann es nicht, er ist die Ausnahme. Richelieu weiß von sich, daß er die große Ausnahme ist. Im Dienst seiner politisch-strategischen Konzeption verlangt er blinden Gehorsam, praktisch läßt er dauernd Kriegsrecht walten, auch im Frieden. Wie sein Zeitgenosse Pascal, den er persönlich gekannt hat, treibt er Wahrscheinlichkeitsrechnung. Ein Soldat, der bei der Belagerung von La Rochelle dabei war, Renatus Cartesius, soll neun Jahre nach dem Fall der Hugenottenstadt, im Jahre 1637, seinen »Discours de la méthode« veröffentlichen.

Nach diesen, mehr als knappen, Andeutungen versuchen wir es kurz, Richelieu in einem entscheidenden Moment seines

Handelns deutlicher sichtbar zu machen. Wir stehen im Jahre 1630. Seit zwölf Jahren wütet der Dreißigjährige Krieg, in Regensburg ist der Kurfürstentag versammelt, und dieser Kurfürstentag wächst sich aus zu einem internationalen Kongreß. Es gibt kein Deutschland, es gibt deutsche Länder mit ausgeprägten Souveränitäten, über denen der mittelalterliche Kaisergedanke im Verblassen ist. Der hervorragendste unter den Unterhändlern des Kardinals ist sein Vertrauter, der Pater Joseph, der Kapuziner. Ihm ist der große diplomatische Könner, Léon de Brûlart, offiziell der Leiter der Mission, doch nur zugeordnet.

Die Instruktionen, die Richelieu seiner Delegation teils schriftlich, teils mündlich erteilt, lauten in vereinfachten, großen Zügen:<sup>1)</sup> Maximilian von Bayern und die deutsche katholische Liga müssen vom Kaiser getrennt werden, der Anspruch des Restitutionsediktes müsse aufrechterhalten werden. Das Restitutionsedikt wurde vom Kaiser nach seinem siegreichen Vordringen in Deutschland erlassen, um säkularisiertes Kirchengut wieder an die Kirche zurückzuführen. Die Durchführung dieses Ediktes war einer der Hauptgründe für die Verlängerung des Dreißigjährigen Krieges. Richelieu hat dieses Edikt befürwortet, um den protestantischen Ländern die Versöhnung mit dem Kaiser zu erschweren. Sodann dekretierte er, die Wahl von Kaiser Ferdinands Sohn zum römischen König habe man zu verhindern, Maximilians Kandidatur aber zu unterstützen, die Absetzung Wallensteins sei zu fördern, den Papst Urban VIII., den einstigen Nuntius in Paris müsse man von der Bedrohung des Kirchenstaates durch die Spanier und durch das Vordringen des Kaisers nach Mantua überzeugen. Diese Programmpunkte werden zum großen Teil erreicht. Im

<sup>1</sup> Vgl. auch Instruktion vom 15. 1. 1630 an Marcheville, unterzeichnet von Ludwig XIII. und Bouthillier »Lettres, instructions«, Bd. 7, S. 642.

Reichslehen Mantua wird der französische Kandidat, der Herzog von Nevers, den Thron besteigen. Die Dauer der Verhandlungen dient dazu, die stark angeschlagenen Truppenbestände Frankreichs in Italien zu ergänzen. Eine neue Bedrohung der Kaiserlichen im Norden muß geschaffen werden, die französische Diplomatie verleiht Gustav Adolf die erwähnte Sicherheit in bezug auf seine Nachbarstaaten. Gustav Adolf bricht in Norddeutschland ein.

In jenem Zeitpunkt befindet sich Ludwig XIII. in Lyon, auf den Tod erkrankt. Er hat noch keinen Sohn, sein Bruder, der spanisch gesinnte Orléans sollte ihm nachfolgen, und dies würde Richelieus Ende bedeuten. Der sterbende Monarch wird von seiner Mutter gepflegt, er ist umgeben von Feinden des Kardinals. Richelieu bereitet sich schon darauf vor, nach dem päpstlichen Avignon zu fliehen.

Maria Medici sagte damals zu ihrem Sohn, dem König, alle Übel kämen von Richelieu her, die furchtbare Gefährdung aller Grenzen, der Parteihaß, die aus Wut und Angst gemischte Stimmung bei Hofe, die unerträglichen Beziehungen innerhalb der königlichen Familie. Man erklärt dem Monarchen: »Richelieu ist der Teufel, er hat den Konflikt mit Spanien und dem Reich nur heraufbeschworen, um sich unentbehrlich zu machen.« Und nun tritt der mit allen Mitteln gemiedene Zufall in Erscheinung zugunsten Richelieus. Ein innerer Abszeß des Königs bricht auf und die Genesung setzt ein. Noch ist Ludwig zu schwach, um Entscheidungen zu fällen. Am 15. Oktober bringt ein Eilkurier aus Regensburg die Nachricht, die französische Delegation habe in Anbetracht der beunruhigenden Informationen über die Gesundheit des Souveräns mit dem Kaiser einen allgemeinen Vergleich abgeschlossen und sie bitte um Ratifizierung.

Alles atmet auf. Man ist von einem Alpdruck befreit. Der Kapuziner hat die Gefahr erkannt, in der sein Meister, der Kardinal, schwebte. Er hat versucht, ihn zu retten.

Hier nun, mitten in der beispiellosen Lage macht Richelieu das Ausmaß seiner politischen Leidenschaft deutlich wie niemals zuvor: er zerreißt den Vertrag. Seine Delegation hat die Kompetenzen überschritten, erklärt er. Er fürchtet vor allem die schwedische Allianz, die vor Bärwalde noch im Werden ist, könnte ihm entgehen. Die Nichtratifizierung löst unsägliche Erbitterung aus. Von Stadt zu Stadt bis aufs flache Land, zu den verelendeten Schichten des Landvolkes wird das Wort getragen: »Der finstere Kardinal, des Königs böser Geist, will den Krieg«. In keinem Augenblick von Richelieus Laufbahn ist der Ton der Flugschriftenpresse von solcher Heftigkeit, sein Kopf wird verlangt, nicht nur in Spanien, auch im übrigen Ausland wird er als das böse Prinzip des Zeitalters hingestellt, von der infamen Lüge bis zum Giftmord gibt es keine Untat, die man ihm nicht zuschreibt. Aber der König, der schon die Sterbesakramente empfangen hatte, ist genesen, und nun erklärt er seine Solidarität mit der Politik seines ersten Dieners. Richelieu ist gerettet. Noch sind größte Widerstände nicht überwunden, der berühmte »Tag der Geprellten« wird Richelieu nochmals haarscharf an Sturz und Gericht heranführen, aber nochmals gewinnt seine Suggestivkraft den Monarchen, und sie wirkt bis zu dem extremen Vorgang der Verbannung der Königin-Mutter, der Mediceerin, vom Hofe zur endgültigen Flucht über die Grenzen.

Was Richelieu schafft, erreicht er als der bestgehate Mann unter nie aussetzender persönlicher Lebensgefahr und gegen eine nur durch ihre Vielfalt und Widersprüchlichkeit behinderte Gegnerschaft. Des Königs Bruder, Gaston von Orléans,

den er immer schonen muß, wirkt gegen ihn, beständig landesverräterisch, bei Spanien Rückhalt findend, sodann bis 1631 auch die immer wieder einflußreiche Königin-Mutter, die von seiner Gönnerin zu seiner heftigsten Feindin wird. Seine eigenen Ministerkollegen fallen ihm in den Arm, zu seinen Widersachern gehört ein großer Teil der hohen Geistlichkeit und neben den erwähnten Devoten eine aus humanistischen Ursprüngen herkommende friedliebende Elite. Den König selbst muß er in aufreibenden Einflußkämpfen mit ungeheurem Aufwand an Suggestivkräften immer wieder zurückgewinnen, um ihn ständig wieder an Günstlinge und ihre Einflüsterungen zu verlieren. Die meisten Betrachter und Begutachter von Richelieus Lebenslauf haben seinen endlichen Sieg seinen erstaunlichen Willenskräften zugeschrieben. Aber etwas anderes als dieser individuelle Wille ist vorhanden und entscheidend, es ist der tiefere Wille des Großteils der Nation, eben ihr ungeheures Begehren nach Schutz durch den starken Staat. Und nun die Frage: Wozu das alles? Richelieu antwortet immerzu, um die Welt vor der spanischen Unterdrückung zu retten, das Land aus der mörderischen Umklammerung zu befreien, er wiederholt es unablässig in den stärksten Tönen. Glaubt Richelieu selbst an die spanische Gefahr? Die Mehrheit unter seinen in Betracht fallenden Landsleuten tut es. Gerade weil ihnen die Bedrohung so groß erscheint, bekämpfen sie die Politik des Kardinals, die sie tollkühn und provokatorisch schelten. Sie fürchten sich. Die Tiefe aber des historischen Erlebens läßt sich an der erstaunlichen Dauer seiner Nachwirkung erkennen.

In einem Bericht an den Staatsrat im Jahre 1808 erklärte Napoleon I.:<sup>1</sup>) »Unter allen Staaten Europas gibt es keinen, des-

<sup>1</sup> Vgl. »Napoléon: Vues politiques«, Paris, 1959, S. 295.

sen Geschick mit größerer Notwendigkeit an das unsere gebunden ist, als Spanien. Eine enge Verbindung muß zwischen diesen beiden Nationen bestehen oder unversöhnliche Feindschaft muß sie trennen. Die blutigsten Seiten der Geschichte beweisen dies.« Zu Las Cases auf der Insel Helena spricht der Kaiser:<sup>1)</sup> »An Spanien bin ich zugrunde gegangen.«

Noch später, im Jahre 1822, konnte Chateaubriand in seinen Aufzeichnungen über den Kongreß von Verona schreiben<sup>2)</sup>: »Spanien war seit der Mitte des 15. bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts die erste Macht Europas. Spanien und Portugal schenken Europa ›die neue Welt‹ ... Alle christlichen Höfe richteten sich nach dem spanischen Vorbild. Spanien herrscht in den Niederlanden durch dynastischen Erbgang, in Italien und Portugal durch Eroberung, in Deutschland durch die habsburgischen Vettern seiner Könige und in Frankreich durch die Religions- und Bürgerkriege. Nach der Heirat Philipps II. mit Maria, der Tochter Heinrichs VIII., bedrohte Spanien die Engländer in ihrem Wesenskern. Ein französischer König war Spaniens Gefangener, spanische Soldaten besetzten Paris, spanische Sprache und spanischer Stil schenken uns unsern Dichter Corneille. Dann aber brach Spanien zusammen, seine unüberwindliche Infanterie, die Tercios, wurden in Rocroi 1643, wenige Tage nach dem Tode Ludwigs XIII. vom Großen Condé besiegt. Aber Spanien hauchte seinen gewaltigen Geist nicht aus, bevor nicht Anna von Österreich, Ludwigs XIII. Gattin, ihrem Sohne, Ludwig XIV., das Leben geschenkt hatte; mit Ludwig XIV. jedoch bestieg Spanien den französischen Thron.«

<sup>1)</sup> Vgl. ebendort, S. 294. (Las Cases, geb. 1766, gest. 1842 wurde von Napoleon I. 1809 zum Kammerherrn ernannt, weilte von 1815–1816 bei dem Kaiser auf St. Helena, wo ihm dieser einen Teil seiner Memoiren diktierte.)

<sup>2)</sup> Vgl. »Oeuvres de Chateaubriand«, Paris, 1858, Bd. 19, S. 3 f.

Eine folgenschwere Nachwirkung endlich: Mittwoch, den 6. Juli 1870 erklärte der Außenminister Napoleons III., der Herzog von Gramont, vor der Legislative auf ausdrücklichen Wunsch des Kaisers<sup>1</sup>:

»Wir glauben nicht, der Respekt vor den Rechten eines Nachbarvolkes zwingt uns dazu es zu dulden, daß eine fremde Macht zu unsern Ungunsten, indem sie einen ihrer Fürsten auf den Thron Karls V. setzt, das europäische Gleichgewicht stört und die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährdet. Wie wir zuversichtlich hoffen, wird dies nicht eintreten, wir zählen dabei auf die Vernunft der Deutschen und auf die Freundschaft des spanischen Volkes. Sollte es sich anders verhalten, so würden wir, meine Herren Abgeordneten, im Vertrauen auf Ihre Unterstützung und die Solidarität der Nation unsere Pflicht ohne Zögern und ohne Schwäche erfüllen.«

Die unter der spanischen Krone vereinigte Ländermasse erscheint in der Tat erdrückend, aber ist dieser Aspekt nicht trügerisch? Frankreich ist schon während der Auseinandersetzung zwischen Karl V. und Franz I., trotz all seiner innern Spannungen, ein homogener Block. Es ist bei weitem das volkreichste Land Europas. Zu Frankreich liegen alle spanischen Länder peripher. Die Einkreisung Frankreichs durch Spanien ist die Einkreisung des Starken durch den Schwachen, wie gesagt: nur der französische Bürgerkrieg läßt Spanien bedrohlich werden.

Dennoch, Richelieu appelliert bis zu seinem Tod an die spanische Gefahr, er appelliert zudem an eine neue Vorstellung, die an die alte, der »gesta Dei per Francos« anknüpft. Er

<sup>1</sup> »Journal officiel de l'empire français«, 7 juillet 1870, »supplément no. 1189 – Corps législatif – Session ordinaire de 1870 – Séance du mercredi 6 juillet 1870.«

appelliert an die französische Sendung, an ein Sendungsbe-  
wußtsein so vieler seiner französischen Zeitgenossen.

Schon am 15. Dezember 1625 erhielt er einen Brief von Jean-  
Louis Guez de Balzac, einem der Hauptschöpfer des rhetori-  
schen Prosastils, dem an der Vatikanischen Diplomatie ge-  
schulten bedeutenden politischen Publizisten. In diesem  
Briefe steht<sup>1</sup>:

»Noch bei Ihren Lebzeiten, Eminenz, werden die unter-  
drückten Völker vom Ende der Welt kommen, um den  
Schutz der französischen Krone zu suchen. Die Spanier wer-  
den aufhören, Eroberer und Bedrücker zu sein, und wir wer-  
den dastehen als die Befreier der ganzen Erde.«

Aber nun ein letztes Mal. Was hält Richelieu, wenn er mit  
sich allein oder mit einem ganz vertrauten Agenten spricht,  
von der spanischen Gefahr? Seinem Vertreter in Madrid  
schreibt er<sup>2</sup>:

»Die Kräfte Spaniens sind zerstreut in voneinander weit ent-  
fernte Provinzen. Spanien ist nirgends in der Lage, auf die  
Dauer einer kompakten Macht wie Frankreich zu wider-  
stehen, und ein allgemeiner Krieg könnte sich letzten Endes  
nur unheilvoll für die iberischen Nachbarn auswirken.«

Solche Geheimnisse lüftet Richelieu nur in ganz seltenen  
Fällen, vielleicht nur, wenn er damit eine konkrete Wirkung  
auf den außenpolitischen Gegner ausüben will.

Seine persönlichen Feinde aber, unter diesen die beiden  
Marillacs, der Großsiegelbewahrer und der Marschall, fragen,  
wenn die spanische Gefahr für ihn nur ein Vorwand ist, der  
ganze Zustand tiefen Unbehagens, des Schreckens im fran-

<sup>1</sup> »Les lettres diverses de Monsieur de Balzac«, Paris, 1663, S. 21.

<sup>2</sup> Verbalnote, die dem spanischen Staatssekretär Andres de Rozas am 6. 1. 1632  
durch den französischen Botschaftssekretär vorgelesen wurde, vgl. P. Henrard:

»Marie de Médicis dans les Pays-Bas, 1631-1638«, S. 175 f.

zösischen Volk zu entscheidenden Teilen nur die Folge der Propaganda, die von Richelieu ausgeht, was sollen dann die furchtbaren Mittel des verdeckten Krieges, die darin bestehen, jede vorhandene Wunde beim Gegner zum Schwären zu bringen, jeden Gegensatz zu verschärfen, jede Unzufriedenheit zu schüren und immer neue Spannungen zu schaffen, was alles schließlich dann doch zu einem endlosen heißen Krieg führen muß? Beide Marillacs werden solche Fragen büßen müssen, der Großsiegelbewahrer im Kerker, der Marschall auf dem Schafott. Aber das spanische Problem, das für Richelieu das europäische Problem schlechthin ist, stellt sich ihm in viel komplexerer Weise als seine zeitgenössischen und viele seiner spätern Kritiker es erkennen können. Natürlich weiß er genau um die Schwächen seines Gegenspielers Olivares in Madrid, er weiß aber auch, daß das spanische System in Mitteleuropa, vor allem wegen des Kaisergedankens, potentiell über Kräfte verfügen könnte, die unheimlich und schwer bemeßbar sind. Dies erklärt Richelieus mitteleuropäische Politik. Dort handelt es sich um etwas Inkommensurables, seinem cartesischen Geist nicht leicht Faßliches. Deutschland als ein Ganzes sah er nicht, dies anzunehmen wäre ein Anachronismus. Erst Napoleon I. wird das Problem überblicken. Er sagt<sup>1</sup>:

»Angesichts der deutschen Masse mußte ich langsam vorgehen, ich hatte nur versucht, ihre ungeheuerliche Komplikation etwas zu vereinfachen; nicht etwa, daß sie für den Zentralisationsprozeß nicht schon vorbereitet gewesen wäre, sie war es nur allzusehr, im Gegenteil, sie hätte ihren Zusammenschluß blindlings gegen uns durchführen können, bevor sie noch gelernt hätte, uns zu verstehen.«

Richelieu dagegen denkt in keinem Augenblick daran, die

<sup>1</sup> Vgl. »Napoléon: Vues politiques«, Paris, 1939, S. 278.

deutschen Verhältnisse zu vereinfachen; die Libertäten, die er im eigenen Land aufhebt, verteidigt er innerhalb des deutschen Raums, aber immer nur im Hinblick auf die habsburgische Hegemonie durch die Achse: Wien–Madrid.

Im Jahre 1610 umfaßte das französische Territorium: 443 659 km<sup>2</sup>, im Todesjahr des Kardinals: 460 000 km<sup>2</sup>. Ludwig XIII. hat seine Herrschaft ohne organisierte Landstreitkräfte und ohne Flotte begonnen, sein Sohn, Ludwig XIV., aber verfügte über ein stehendes Heer von 400 000 Mann und über eine Flotte von hundert Einheiten. 1648 war Frankreich der Schiedsrichter Europas, seine absolute Monarchie verkörperte das staatliche Prinzip, dem der Kardinal gedient hatte. Dann aber übermächtig geworden rief sie automatisch den Koalitionen. Der Westfälische Friede ist zweifellos Richelieus Verdienst, ist die Krönung seines Werks; sein Nachfolger, den er sich aus der päpstlichen Diplomatie geholt hatte, Mazarin, hat mit einem noch kaum gewürdigten europäischen Sinn die Voraussetzung, die Richelieu machtmäßig geschaffen hatte, dazu benützt, um einen Friedensschluß durchzuführen, in dem das Völkerrecht sich verwirklichte und ein europäisches Gleichgewicht im Sinne der Konzeption zu schaffen, die Mazarins Landsmann Rucellai einst für Italien vorgeschwebt hatte. Der Friede von Münster hat im Lauf der Jahrhunderte gegensätzliche Beurteilung gefunden. In den deutschen Ländern löste das Friedenswerk tiefe Freude aus, diese Freude hat lange nachgewirkt. Noch 1748, bei der Jahrhundertfeier des großen Ereignisses, dichtete Justus Möser:

O Tag, o größter unserer Tage!  
Du schufst die Gleichheit jener Waage,  
die Reiche gegen Reiche wiegt.

Aus dem Zustand, den man damals in dieser Weise beurteilte, ging das große deutsche Jahrhundert von 1750 bis 1850 hervor. Später veränderte sich die Perspektive, und nach Bismarcks Reichsgründung wurde das Urteil im wesentlichen kritisch bis zur Verzerrung in den vergangenen dreißiger Jahren, als Adolf Hitler erklärte, das Ziel seines Krieges sei die Zerstörung des französischen Systems von 1648. Aber nach 1945 haben wir alle wieder verstanden, weshalb dieses Friedenswerk aus der größten Zeit der Diplomatie während zweihundert Jahren von den Deutschen gefeiert wurde.

Richelieu ist bei seinen Lebzeiten der Methoden wegen gehaßt und verurteilt worden, die er zur Erreichung seiner Ziele angewandt hat. Am 16. Juli 1866 aber publizierte der hellsichtige Karl Hillebrand im »Journal des Débats« einen Artikel über Bismarck. Dort ist zu lesen<sup>1</sup>:

»Jedenfalls überstieg der Haß, den sich Graf Bismarck zugezogen hat, das übliche Maß der staatsmännischen Unbeliebtheit«, und weiterhin: »Aber Richelieu, Cromwell, Friedrich der Große und Cavour werden als Wohltäter von vier mächtigen Nationen und beinahe als Schöpfer von vier Großmächten angesehen.«

Der Begriff »Großmacht« hat sich inzwischen verschoben. Gehört die Leistung der hier in einem Satz zusammengefaßten Staatsmänner der Vergangenheit an? Ist der Typus historisch geworden, haben sie eine Reihe abgeschlossen?

Was Richelieu mit seinen Methoden durchführte: die staatliche Zentralisation entspricht seit Bodin dem Gedankengut der bedeutendsten politischen und wirtschaftspolitischen Autoren seines Zeitalters, den Männern, mit denen sich die vieles umfassenden Studien Meineckes auseinandersetzen. Be-

<sup>1</sup> Vgl. Karl Hillebrand: »Unbekannte Essays«, Bern, 1955.

merkwürdig ist, daß auch Richelieus hauptsächliche Gegner und seine wichtigsten Verbündeten, sowohl der Herzog von Olivares und Wallenstein als Gustav Adolf, auf den Einheitsstaat hinwirkten. Richelieu war der Erfolg beschieden, Olivares erlag seinem überlegenen Gegner wie auch den ständischen Gegenkräften des spanischen Systems, den unbewältigten wirtschaftlichen Faktoren des Kolonialreiches, Gustav Adolf und Wallenstein entthronte der Tod jedes weiteren Auftrages.

Im großen ganzen hat Richelieu das Gelingen seines Werkes im Urteil der Nachwelt den Freispruch gebracht. Zudem gehört es zu den hohen Eigenschaften der Franzosen, daß sie aus veränderten Perspektiven ihre großen Männer nicht preisgeben, sondern sie innerhalb ihrer Zeitgegebenheit beurteilen. Immer wieder aber, auch von den Späteren, ist die Frage gestellt worden: wie steht es mit dem Gewissen dieses Kirchenfürsten? Er hat wiederholt versucht, auf diese Frage zu antworten. So sagte er zu seinem Souverän<sup>1</sup>:

»Etwas anderes sind die Sünden, die die Könige begehen und die Sünden, die sie sich als Menschen zuschulden kommen lassen. Gott wollte die Rache nicht in die Hände des einzelnen Menschen legen, denn das Heil des Einzelnen erfüllt sich in der andern Welt und über die Beleidigungen, die wir hier erfahren, richtet Gott in seiner Ewigkeit.«

Und nun folgt die zentrale Feststellung: »Der Staat jedoch besitzt kein Sein außerhalb dieser irdischen Welt. Sein Heil ist ausschließlich gegenwärtig oder es ist nicht. Deshalb können die zum Bestehen des Staates notwendigen Strafen nie vertagt werden, man muß sie augenblicklich vollstrecken.« In diesen Feststellungen erreicht die doppelte Moral des Staats-

<sup>1</sup> Bericht Richelieus vom 13. 1. 1629 (vgl. Fußnote S. 4).

mannes ihren Höhepunkt, hier erfolgt ihre Spaltung. Was von dieser Dreiheit: Nation, Staat, Macht, ausgeht, hat uns Machiavell beschrieben. Karl Marx hat es unternommen, den hier zu Grunde liegenden Begriff vom Staat aufzuheben. – Zu welchem Ende hin? Welchem Geschlecht werden kommende Generationen einst zubilligen dürfen, daß es ihm gelungen sei, die weltlichen Geschäfte ohne die Trennung zwischen Staatsmoral und persönlicher Moral zu betreiben. Ist dies ein allzu vernunftmäßiger Anspruch? Stehen die dunkeln naturhaften Kräfte geschichtlicher Begebenheit außerhalb der rationalen Gesetze?

Was jenen fernen Kardinal anbetrifft, so haben einige Personen, die in seiner Sterbestunde anwesend waren, ausgesagt, der Priester, der ihm beistand, habe ihn angeblich gefragt, ob er seinen Feinden verziehen habe, und er soll geantwortet haben: »Ich habe keine anderen Feinde gekannt als die Feinde des Staates.«